

■ECKART SCHÖRLE

Freier Zugang zur Geschichtswissenschaft?

Die Open-Access-Debatte in Deutschland

In den letzten Monaten wurde die Frage nach der Zugänglichkeit von wissenschaftlichen Forschungsergebnissen unter dem Schlagwort »Open Access« intensiv diskutiert. Während für die einen die Realisierung des aufklärerischen Traums der Enzyklopädisten von einer freien Verbreitung von Ideen und Erkenntnissen greifbar wird, fürchten andere den Untergang des Abendlandes oder zumindest das Ende der gewohnten, lieb gewonnenen Wissensspeicher. Zu beobachten war bei den Auseinandersetzungen oftmals eine weitgehende Unkenntnis über die Details und Bedeutungen des diskutierten Gegenstands. Erschwert wurde die Debatte durch diverse Missverständnisse und die Vermengung mit anderen Diskussionen, beispielsweise jener über das Digitalisierungsprogramm von Google. Der folgende Beitrag benennt zentrale Aspekte der Debatte und möchte mit diesem schlaglichtartigen Überblick einen Ausgangspunkt zur Diskussion konkreter Fragen und Schwierigkeiten bei der Einführung von Open-Access-Modellen liefern. Dabei soll in einem überwiegend naturwissenschaftlich dominierten Feld auch der Blick auf die Rolle von Open Access in der Geschichtswissenschaft gerichtet werden.

57

Anfänge der Open-Access-Bewegung

Einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis liefert ein Blick zurück auf die Anfänge der Open-Access-Bewegung. Die Idee entstand im Zuge der sogenannten Bibliothekenkrise. Viele Bibliotheken waren Mitte der 1990er-Jahre nicht mehr in der Lage, die besonders im naturwissenschaftlichen Bereich erheblich gestiegenen Kosten für Fachzeitschriften zu tragen, was zur Kündigung zahlreicher Abonnements führte und die Zeitschriften in der Folge weiter verteuerte. Aus dieser Not heraus entwickelten WissenschaftlerInnen ein neues Modell des Austausches wissenschaftlicher Erkenntnisse. »Open Access« beschreibt den freien, kostenlosen Online-Zugang zu Forschungsergebnissen – möglich geworden durch die technischen Entwicklungen der letzten Jahre, die das Vervielfältigen von Texten und anderen Dokumenten enorm erleichtert und verbilligt haben. Auf diese Weise sollten die hohen Kosten, die bislang sowohl bei der Herstellung von Zeitschriften als auch beim Erwerb durch die Bibliotheken anfielen, reduziert werden. Internet-NutzerInnen können so wissenschaftliche Literatur – vor allem Aufsätze aus Fachzeitschriften – kostenlos lesen, durchsuchen, herunterladen, kopieren und weiterverbreiten. Der Idee liegt zudem der Gedanke zugrunde, dass Wissen ohne Hürden allgemein frei zugänglich sein sollte. Ein erleichterter Zugang zum globalen Wissen bezieht auch jene in den wissenschaftlichen Austausch mit ein, die nicht über das Privileg eines direkten Zugangs zu einer optimal ausgestatteten Universitätsbibliothek verfügen.

Verlage in der Kritik

Für die gestiegenen Kosten im Bereich der wissenschaftlichen Publikationen – und hier insbesondere bei den Fachzeitschriften – werden in der Diskussion in erster Linie bestimmte einflussreiche Wissenschaftsverlage verantwortlich gemacht. Erst deren Preispolitik, so die verbreitete Auffassung, habe die Suche nach alternativen Lösungen notwendig gemacht.¹ Hinzu kommt ein stetes Anwachsen der Publikationstätigkeit sowie eine Ausdifferenzierung und Zunahme der Titel auf dem Zeitschriftenmarkt.

Im Zentrum steht die Kritik, dass die wissenschaftlichen Publikationen auf verschiedenen Ebenen mit öffentlichen Geldern finanziert würden, die Verlage aber zugleich die exklusive Vermarktung der Texte zur Bedingung machten. Die SteuerzahlerInnen finanzierten zunächst die schreibenden WissenschaftlerInnen, dann den Druckkostenzuschuss und schließlich den Ankauf der gedruckten Veröffentlichung durch die Bibliotheken.

Es ist kein Geheimnis, dass nur ein geringer Teil wissenschaftlicher Publikationen in höheren Auflagen gedruckt wird und finanziellen Gewinn erbringt. Der größte Teil der Arbeiten erscheint in einer Auflage von wenigen Hundert Exemplaren. Die daraus resultierenden hohen Verkaufspreise führen dazu, dass diese Bücher meist nur von Bibliotheken gekauft werden. In den letzten Jahren sind die Druckkostenzuschüsse teils erheblich gestiegen. »Zuschüsse vom Umfang des Kaufpreises eines Mittelklassewagens stellen durchaus keine Seltenheit dar«, wie Hubertus Kohle treffend bemerkt.²

Dass ein Verlag ein hochwertiges Fachbuch in einer Auflage von 400 Exemplaren nicht unbedingt auf eigene Kosten produzieren kann, leuchtet ein. Wenig Verständnis findet jedoch, dass sich einige Verlage indirekt von der öffentlichen Hand subventionieren lassen und damit zugleich weit vom eigentlichen verlegerischen Kerngeschäft entfernt haben: Die Qualität der Veröffentlichung wird nicht selten durch kostenlose Gutachtertätigkeit der WissenschaftlerInnen gesichert. Das Lektorat findet häufig nicht mehr im Verlag statt, sondern wird als Leistung von wissenschaftlichen Institutionen eingefordert. Nicht selten müssen mittlerweile fertig formatierte Druckvorlagen abgeliefert werden.

Nicht unterschlagen sollte man dabei allerdings, dass Einrichtungen und WissenschaftlerInnen die teuren und aufwändigen Publikationen selbst mit geschaffen haben. Wer ein finanzkräftiges Institut im Hintergrund weiß oder über eine üppige Forschungsförderung verfügt, legt meist auch Wert auf eine Veröffentlichung in einem renommierten Verlag und eine hochwertige Ausstattung des Buches – schließlich spielt bei der Rezeption nicht allein der Inhalt eine Rolle, sondern auch der Ort der Veröffentlichung. Auch wird in der Diskussion der Aufwand, den Verlage im Bereich von Gestaltung, Vermarktung und Vertrieb erbringen, gerne unterschätzt. Eine Differenzierung in der Beurteilung der Arbeit der zahlreichen großen und kleinen Wissenschaftsverlage ist durchaus angebracht.

1 Hierbei gilt es zu differenzieren, denn die Kritik richtet sich nicht an alle Verlage, sondern vor allem an eine Handvoll einflussreicher Wissenschaftsverlage (z.B. Elsevier), die einen bedeutenden Teil der wissenschaftlichen Fachzeitschriften dominieren.

2 Hubertus Kohle, Open Access und die Zukunft des wissenschaftlichen Publizierens, 11.5.2009, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/30/30291/1.html>.

Wie funktioniert Open Access?

Die Befürworter des Open-Access-Modells halten es für unangemessen, dass die Verlage ein exklusives Verwertungsrecht für Beiträge erwarten, die WissenschaftlerInnen ihnen kostenlos zur Verfügung stellen. Sie verlangen daher, dass der Verlag zumindest parallel eine Online-Veröffentlichung zulässt. Unterschieden werden bei den Open-Access-Verfahren im Wesentlichen zwei Modelle: der grüne und der goldene Weg.

Der grüne Weg bezieht sich auf wissenschaftliche Veröffentlichungen in herkömmlichen Zeitschriften bzw. Büchern, die in der Regel gedruckt erscheinen und nicht kostenlos zugänglich sind. Bei dieser Variante akzeptieren die Verlage, dass die AutorInnen ihren Text selbst an anderer Stelle archivieren und online zugänglich machen. Grundlage kann die Textfassung vor der Begutachtung sein (Preprint), in der Regel wird jedoch die überarbeitete Fassung nach der Begutachtung (Postprint) verwendet, also die letzte AutorInnenfassung, bevor der Text im Verlag gesetzt wird. Die ForscherInnen können ihre Artikel dann beispielsweise auf der eigenen Homepage veröffentlichen. Um die Beiträge leichter auffindbar zu machen, wurden spezielle Repositorien geschaffen. Bei diesen standardisierten Open-Access-Datenbanken unterscheidet man institutionelle, meist fächerübergreifende Repositorien (IR), die alle Beiträge der in der jeweiligen Institution beschäftigten WissenschaftlerInnen zugänglich machen, und die zentralen, fachbezogenen Repositorien (FR), die Beiträge aus verschiedenen Institutionen bündeln.³ Viele Verlage akzeptieren diesen grünen Weg, zusätzliche Kosten entstehen beim Selbstarchivieren praktisch nicht.

Unter dem goldenen Weg versteht man die oft für die VerfasserInnen kostenpflichtige Erstveröffentlichung in Open-Access-Zeitschriften, die meist ein hohes Maß an Sichtbarkeit und Wirkung bieten (Impact-Faktor). Zeitschriften, die von den AutorInnen eine solche Publikationsgebühr verlangen (Article processing charge), kehren damit das sonst übliche Modell einfach um: Nicht mehr die Bibliotheken bezahlen das Zeitschriften-Abonnement, vielmehr müssen die VerfasserInnen bzw. die hinter ihnen stehende Institution für die Veröffentlichung eines Beitrags bezahlen. Eine Mehrheit der Open-Access-Zeitschriften erhebt keine Gebühren und finanziert die Publikation über Sponsoring, Zuschüsse und Anzeigenerlöse. Gerade die stark rezipierten Zeitschriften mit hohem Impact-Faktor verlangen jedoch teils sehr hohe Gebühren.⁴ Man sollte allerdings darauf hinweisen, dass die bei eini-

3 Zum Beispiel »arXiv«, der sich auf den naturwissenschaftlichen Bereich spezialisiert hat (<http://www.arXiv.org>), oder »ART-Dok – Publikationsplattform für Kunstgeschichte« (<http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/>), ein Volltextserver der Virtuellen Fachbibliothek Kunstgeschichte, arthistoricum.net. Das Directory of Open Access Repositories (OpenDoar) bietet einen Überblick über die fachlichen und institutionellen Repositorien: <http://www.opendoar.org/>. Siehe auch das Registry of Open Access Repositories (ROAR): <http://roar.eprints.org/>. An Bedeutung gewinnen werden vermutlich Angebote wie ResearchGATE (<http://www.researchgate.net>), über die Texte unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer Institution zugänglich gemacht werden können.

4 Vgl. Bruno Bauer, *It's economy stupid! – Anmerkungen zu ökonomischen Aspekten des goldenen und des grünen Weges beim Open Access Publishing*, in: *Information – Wissenschaft & Praxis* 60 (2009), S. 271–278, hier S. 273 (http://www.fachbuchjournal.de/journal/sites/default/files/IWP-5_2009_kpl.pdf). Was die Höhe der Gebühren anbelangt, gibt es allerdings große Unterschiede. Während in manchen renommierten naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften extrem hohe Zahlungen verlangt werden, sind die Gebühren in anderen Fällen zu vernachlässigen oder werden erst gar nicht erhoben.

gen internationalen Fachzeitschriften der Naturwissenschaften üblichen Preise wenig mit der Praxis einer kleinen deutschen Geschichtszeitschrift zu tun haben.

Eine Mischform bieten die sogenannten hybriden Modelle. Hier werden die Zeitschriften weiterhin in gedruckter Fassung im Abonnement vertrieben, zusätzlich sind die Artikel aber auch online zugänglich. In der konkreten Ausgestaltung dieses Modells kann es erhebliche Unterschiede geben. Beim verzögerten Open-Access-Verfahren werden die Beiträge meist 6, 12 oder 24 Monate nach der Veröffentlichung frei zugänglich gemacht (Moving Wall). Nicht selten bieten die Verlage ihren AutorInnen die Möglichkeit der parallelen Online-Publikation an, wenn diese zur Zahlung einer entsprechenden Gebühr bereit sind. Das finanzielle Risiko für die Verlage ist bei diesem Modell vergleichsweise gering.

60 Open Access macht wissenschaftliche Texte also auf unterschiedlichen Wegen über das Internet frei zugänglich. Dies bedeutet nicht, dass die Begutachtung der Texte und damit die Qualitätssicherung umgangen werden. Ein Text im Internet ist, das betont beispielsweise Hubertus Kohle, genauso redaktionsbedürftig wie der eines Buches.⁵ Die Qualität eines Textes hängt also vom Redaktionsverfahren, nicht vom Medium ab. Auch muss eine Qualitätssicherung nicht ausschließlich über externe Gutachten erfolgen, sondern kann ebenso durch die kritische Diskussion der Texte in der Redaktion gewährleistet werden – wie es etwa bei »WerkstattGeschichte« der Fall ist.⁶ In der deutschen Geschichtswissenschaft werden zudem zahllose hochwertige Aufsätze und Monografien publiziert, die kein offizielles Peer-Review-Verfahren durchlaufen haben.

Verlauf der Open-Access-Debatte in Deutschland

In Deutschland hat das Thema Open Access erst jüngst an Dynamik gewonnen und größere Aufmerksamkeit erfahren.⁷ In der breiteren Öffentlichkeit wurde vor allem ein Aufruf wahrgenommen, den der Literaturwissenschaftler Roland Reuß initiiert hatte. Zahlreiche WissenschaftlerInnen unterzeichneten den sogenannten Heidelberger Appell (»Für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte«), der durch die Open-Access-Empfehlung deutscher Wissenschaftsorganisationen das »verfassungsmäßig verbürgte Grundrecht von Urhebern auf freie und selbstbestimmte Publikation« in Gefahr sah.⁸ Kritiker wie Matthias Spielkamp bemängelten die unsachliche Vermengung unterschiedlicher Debatten und sahen in der Heidelberger Erklärung in erster Linie den Ausdruck einer kulturkonservativen Haltung.⁹ Armin Medosch beobachtete bei den Befürwortern des Heidelberger Appells

5 Kohle, Open Access.

6 Nur am Rande sei bemerkt, dass auch die Peer-Review-Verfahren von sehr unterschiedlicher Qualität sein können. Trotz solcher Verfahren neigen Zeitschriften mit einer speziellen Ausrichtung dazu, die favorisierten Ansätze zu fördern und andere bzw. neuere Ansätze abzublocken. Innovationen sind so eher durch Zeitschriften-Neugründungen denkbar, die dann allerdings langfristig oft denselben Weg beschreiten.

7 Einen guten Überblick gewährt die Informationsplattform: <http://www.open-access.net/>. Besonders hervorzuheben ist auch das Weblog »Archivalia« von Klaus Graf (<http://archiv.twoday.net/>), in dem die Open-Access-Debatte seit Jahren dokumentiert und vorangetrieben wird.

8 Bislang unterzeichneten über 2.670 Personen die Erklärung (<http://www.textkritik.de/urheberrecht/index.htm>). Siehe auch die Artikel von Roland Reuß, »Con crema. Open Access als Enteignung« in der FAZ vom 11.2.2009 und »Unsere Kultur ist in Gefahr« in der FAZ vom 25.4.2009.

9 Matthias Spielkamp, Open Excess: Der Heidelberger Appell, 6.4.2009 (<http://www.irights.de/index.php?id=754>). »iRights« befasst sich mit dem Urheberrecht in der digitalen Welt.

sogar antiliberaler und autoritärer Züge. Seiner Meinung nach müsse die »intellektuelle Finsternis« nicht erst durch das Internet herbeigeführt werden, »sie ist bereits da, und das Netz bietet einen der wenigen Lichtblicke.«¹⁰

Die Heidelberger Erklärung wurde von zahlreichen Institutionen und Personen unterstützt. Dem stehen allerdings diverse Erklärungen auf Seiten der Open-Access-Befürworter gegenüber. Der »Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen« vom 22. Oktober 2003, die auch das in Archiven, Bibliotheken und Museen verwahrte kulturelle Erbe in den Blick nimmt, schlossen sich international 262 Wissenschaftsorganisationen an.¹¹ Das Aktionsbündnis »Urheberrecht für Bildung und Wissenschaft«, das sich bereits 2004 im Zusammenhang mit der Novellierung des deutschen Urheberrechts zusammengefunden hatte, fordert für alle im öffentlichen Bereich von Bildung und Wissenschaft Tätigen den freien Zugang zur weltweiten Information. Grundlage war die »Göttinger Erklärung zum Urheberrecht für Bildung und Wissenschaft« vom 5. Juli 2004, die von über 7.000 Einzelpersonen sowie von hunderten Institutionen, Fachgesellschaften und Wissenschaftsorganisationen unterstützt wurde.¹² Die EU-weite »Petition for guaranteed public access to publicly-funded research results« unterzeichneten seit Anfang 2007 über 27.000 Einzelpersonen und Wissenschaftsorganisationen.¹³ Die Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen veröffentlichte im März 2009 eine »Gemeinsame Erklärung der Wissenschaftsorganisationen zu Open Access und Urheberrecht« in der sie klarstellte, dass das Open-Access-Modell im wissenschaftlichen Bereich einem verantwortungsvollen Umgang mit öffentlichen Geldern entspreche, der im Übrigen keineswegs eine Beschneidung von Urheberrechten mit sich bringe.¹⁴ Zuletzt richtete die Petition »Wissenschaft und Forschung – Kostenloser Erwerb wissenschaftlicher Publikationen« vom 20. Oktober 2009 einen Appell an den Deutschen Bundestag, den freien Zugang zu den mit öffentlichen Geldern geförderten Forschungsergebnissen zu gewährleisten.¹⁵

Chancen von Open Access

Im Streit um rechtliche Aspekte und die allgemeine Bewertung von Open Access gerät der entscheidende Aspekt gelegentlich in den Hintergrund, nämlich die Frage, wie man Wissen und Erkenntnisse anderen am besten zugänglich machen kann. Während die herkömmliche Verbreitung von Wissen (Buchdruck) und dessen Speicherung (Bibliothek) bislang mit enormen Kosten verbunden waren, kann heute der Inhalt ganzer Bibliotheken vergleichsweise preiswert kopiert, vervielfältigt und gespeichert werden. Die Online-Publikation bietet damit eine Reihe von offenkundigen Vorteilen. Eine Veröffentlichung im Internet verursacht zunächst weniger Kosten als der Druck eines Buches, sie kann der Öffentlichkeit schneller zur Verfügung gestellt werden und findet zugleich eine größere Verbreitung. Da

10 Armin Medosch, »Die Zeit« und die »intellektuelle Finsternis«, 4.5.2009, <http://www.thenextlayer.org/node/1005>.

11 <http://oa.mpg.de/openaccess-berlin/berlindeclaration.html>.

12 <http://www.urheberrechtsbuendnis.de/>.

13 <http://www.ec-petition.eu/>.

14 http://www.helmholtz.de/aktuelles/presseinformationen/artikel/detail/gemeinsame_erklaerung_der_wissenschaftsorganisationen/.

15 Bis Anfang Dezember hatten bereits nahezu 16.000 BürgerInnen die Petition unterzeichnet. <http://www.oapetition.de> bzw. <https://epetitionen.bundestag.de/index.php?action=petition;sa=details;petition=7922>.

die VerfasserInnen wissenschaftlicher Beiträge in den meisten Fällen kein Honorar erhalten, entsteht ihnen durch eine Open-Access-Veröffentlichung auch kein Verlust. Zugleich steigen jedoch die Chancen, dass ihre Forschungsergebnisse stärker wahrgenommen werden. Mit der Sichtbarkeit erhöht sich in der Regel auch die Rezeption, gemessen beispielsweise an der Zitierhäufigkeit.¹⁶

Durch die Internetrecherche können Menschen auf Texte stoßen, von deren Existenz sie evtl. gar nichts erfahren hätten, weil die gedruckte Fassung – wie es so schön heißt – an »entlegener Stelle« erschien. Gerade der Austausch in sehr spezialisierten Bereichen lässt sich so effektiver organisieren und marginalisierte Themen können sich auf diese Weise einen größeren LeserInnenkreis erschließen. Wissen und Erkenntnisse bleiben nicht nur einem kleinen privilegierten Zirkel zugänglich, sondern stehen einer breiteren Öffentlichkeit frei zur Verfügung (einen Internet-Zugang vorausgesetzt). Auch ForscherInnen außerhalb der reichen Industriestaaten oder gut ausgestatteter Universitäten können davon profitieren, da zumindest die finanziellen Schranken teilweise wegfallen.

Nicht zuletzt ermöglicht die Veröffentlichung im Internet ein anderes wissenschaftliches Arbeiten. Statt des einmal unveränderbar gedruckten Textes gewinnt der Prozess der Textentstehung an Bedeutung, denn die Online-Publikation erlaubt Diskussion und Kritik (damit auch Korrektur und Verbesserung) noch nach der ersten Veröffentlichung. Die Grenzen zwischen Diskussionsprozess und fertigem Endprodukt, zwischen Begutachtung und Rezension werden damit fließender. Die Überarbeitung und Verbesserung eines fremden Aufsatzes zu einem speziellen Thema könnten künftig das Verfassen eines eigenen neuen Textes ersetzen, was Redundanzen vermeiden und die Flut neuer Texte verringern würde.¹⁷ Diese Optionen machen ganz neue Formen der Wissensproduktion und des wissenschaftlichen Austauschs denkbar, die in der Organisation von Forschung und Wissenschaftsbetrieb künftig zu fundamentalen Veränderungen führen werden. Die digitale Form bietet außerdem zahlreiche nützliche Hilfsmittel (Links mit direkten Verweisen auf Quellen und andere Texte, Einbinden einer größeren Anzahl von Bildern oder umfangreicheren Quellen, Kommentarfunktionen etc.), die dem herkömmlichen gedruckten Werk verwehrt waren. Die Formulierung »... kann hier aufgrund des begrenzten Platzangebotes nicht weiter ausgeführt werden«, gehört der Vergangenheit an.¹⁸

Probleme und offene Fragen

Open Access wird über kurz oder lang den wissenschaftlichen Alltag nachhaltig verändern. Das Verfahren ermöglicht zwar die Einsparung von Kosten, das muss aber nicht unbedingt auch zu einer besseren finanziellen Ausstattung wissenschaftlicher Einrichtungen führen.

16 Ob die Zitierhäufigkeit ein angemessener Prüfstein für die Qualität wissenschaftlicher Arbeiten ist, sei dahingestellt. Gerhard Fröhlich weist außerdem darauf hin, dass meist nur der Impact-Faktor einer Zeitschrift, nicht jedoch der des konkreten Artikels gemessen werde. Vgl. Gerhard Fröhlich, Die Wissenschaftstheorie fordert Open Access, in: *Information – Wissenschaft & Praxis* 60 (2009), S. 253–258, hier S. 256.

17 Ein interessantes Modell verfolgt beispielsweise seit einigen Jahren das »Biographisch-Bibliographische Kirchenlexikon« im Verlag Traugott Bautz. Neben der gedruckten Ausgabe gibt es eine frei zugängliche Online-Ausgabe, die ständig aktualisiert wird (<http://www.bautz.de/bbkl/>).

18 Auch wenn mehr Platz selbstredend nicht zwangsläufig zu besseren Artikeln führen muss, so kann sich die Zugänglichkeit zu weiteren Materialien, die den Rahmen eines Aufsatzes sprengen würden, in einigen Fällen durchaus als sinnvoll erweisen.

Denkbar ist beispielsweise, dass die Etats der Bibliotheken durch Verweis auf Open-Access-Angebote weiter verringert werden. Auch könnten bei den Open-Access-Zeitschriften neue Monopole entstehen, sodass in diesen Bereichen die Abhängigkeit wieder größer werden würde. Irgendwann wird außerdem die Wahl zwischen gedrucktem Werk oder Online-Veröffentlichung keine freie Entscheidung mehr sein.

Auf der anderen Seite wird sich die Wahrnehmung schwer zugänglicher – nicht digital verfügbarer – Bücher verringern. Hubertus Kohle formulierte in einem Leserbrief in der FAZ die These, »dass über kurz oder lang das, was nicht im Internet existiert, praktisch verloren ist.«¹⁹ Ob das Wissen im Internet langfristig besser gesichert ist als in Büchern, wird sich allerdings erst noch erweisen müssen. Die digitale Welt unterliegt einem rasanten Wandel. Unternehmen, Projekte und Organisationen kommen und verschwinden – und mit ihnen auch manches Wissen. Während gedruckte Schriften meist dezentral an vielen Orten überliefert werden, kann die Zahl der Quellen, die nur an einer Stelle zugänglich sind, künftig deutlich anwachsen. Damit steigt auch die Abhängigkeit von dieser einen Quelle. Tageszeitungen nutzen die Situation heute beispielsweise schon, um ihre älteren Artikel zu vermarkten.²⁰ Die neuen Ausgaben sind nicht mehr unbedingt in Druckfassung in den Bibliotheken vorhanden. Viele SkeptikerInnen sorgen sich deshalb um die Langzeitverfügbarkeit der Open-Access-Beiträge. Wer soll die Verfügbarkeit auf Dauer sichern bzw. finanzieren: die Verlage oder die Universitäten? Auf lange Sicht kann die öffentliche Hand die Dauerhaftigkeit wohl zuverlässiger garantieren als private Unternehmen. Verlage, die beispielsweise Zeitschriftenaufsätze freiwillig kostenlos online zur Verfügung stellen, können dieses Angebot auch jederzeit wieder zurücknehmen oder in ein kostenpflichtiges Verfahren umwandeln. Während Verlage sich langfristig Gedanken über neue bzw. veränderte Geschäftsmodelle machen müssen, gilt es auf der anderen Seite, den kritischen Blick auf das Eindringen kommerzieller Verwertungsinteressen in den Wissenschaftsbereich nicht zu vernachlässigen.

Das Open-Access-Modell kann insgesamt zur Reduktion von Kosten führen, das muss jedoch nicht zwangsläufig der Fall sein, wie Bruno Bauer anmerkt:²¹ Wenn eine Zeitschrift beispielsweise nur die älteren Beiträge, nicht aber die aktuellen frei zugänglich macht (Moving Wall), muss die Bibliothek weiterhin ein Zeitschriften-Abonnement bezahlen (sei es für die gedruckte oder die elektronische Fassung). Da auch die Open-Access-Aktivitäten finanziert werden müssen, kann es laut Bauer vorübergehend sogar zu einem Anstieg der Kosten kommen. Beim grünen Weg der Selbstarchivierung sind die vorhandenen Kosten oft nicht explizit ausgewiesen, eine gesicherte Finanzierung für den Ausbau und die Weiterentwicklung der Repositorien fehlt zumeist. Eine erfolgreiche Etablierung der Repositorien kann außerdem dazu führen, dass die Erstpublikation in der gedruckten Zeitschrift aufgrund sinkender Abonnements nicht mehr finanzierbar ist, was wiederum den grünen Weg in eine Sackgasse führen würde. Auch beim goldenen Weg sind hinsichtlich der Finanzierungsfrage verschiedene Entwicklungen denkbar. Hier könnten WissenschaftlerInnen bevorzugt werden, die eine finanzkräftige Institution hinter sich wissen, und einen Vorteil gegenüber der wachsenden Zahl prekärer WissensarbeiterInnen erlangen, die die evtl. anfal-

19 Hubertus Kohle, »Was nicht im Internet existiert, wird verloren sein«, FAZ, 30.4.2009, Leserbrief zu »Unsere Kultur ist in Gefahr« von Roland Reuß, FAZ, 25.4.2009.

20 Bei diesem Modell können die LeserInnen einen bestimmten älteren Artikel nur gegen Zahlung einer Gebühr einsehen.

21 Vgl. Bauer, It's economy stupid!

lenden Publikationsgebühren aus eigener Tasche bezahlen müssten. Für diese könnte also der Weg zur Veröffentlichung langfristig erschwert werden.

Zugang für alle oder Monopolwissen?

Derzeit versuchen unterschiedliche Projekte, das bisherige gedruckte Wissen digital zugänglich zu machen. Besonders interessant geworden ist dies, seitdem man mit speziellen Programmen auch nach bestimmten Begriffen und Wörtern in gescannten Texten suchen kann. Was früher wochenlange Recherchen bedeutete, lässt sich heute bequem in ein paar Stunden vom Schreibtisch aus erledigen.

64

Das bekannteste dieser Projekte ist sicherlich das Digitalisierungsprogramm von Google.²² An dieser Stelle sollen nicht die juristischen Fragen einzelner Aspekte dieses Projektes diskutiert werden.²³ Auch die kritische Analyse des Unternehmens Google und die allgemeinen Auswirkungen sind hier nicht weiter zu verfolgen.²⁴ Festzuhalten ist, dass dank »Google Book Search« viele vergriffene oder schwer erreichbare Bücher einfach zugänglich werden, was für die Forschung zweifelsfrei von Nutzen ist. In dieses Projekt investiert das Unternehmen viel Zeit und Geld. Für die AutorInnen und in der Regel auch die Verlage entsteht dadurch kein finanzieller Verlust, vielmehr erfahren ihre Texte auf diese Weise eine größere Wahrnehmung. Tausende Verlage stellen ihre Bücher daher selbst zur Verfügung, um sie von Google scannen zu lassen.²⁵ Sie erhoffen sich dadurch eine kostenlose Werbewirkung, denn nicht selten führt die Entdeckung eines Buches in der »Google Book Search« auch zum Kauf. Allerdings ist dieser Service nicht mit Open Access gleichzusetzen, denn Google zeigt nicht alle Seiten eines Buches an und das Werk kann auch nicht auf den eigenen Rechner heruntergeladen werden.

Google hat dieses Digitalisierungsprojekt nicht aus reiner Selbstlosigkeit initiiert. Das Unternehmen will mit dem Einscannen möglichst aller Bücher der Welt langfristig Geld verdienen. Zurzeit wird der freie Zugang durch Werbung finanziert – Google kann diesen aber jederzeit in einen kostenpflichtigen umwandeln. Ein großer Teil der Werbeeinnahmen geht an AutorInnen und Verlage. Google gibt in den USA etwa zwei Drittel der Einnahmen an die RechteinhaberInnen weiter.²⁶ Für einzelne Verlage ist die Neuauflage vergriffener Bücher oft nicht lohnend. Google macht aus der brachliegenden Ware ein Geschäft, indem es auf Masse setzt. Die Frage ist jedoch, ob der Internet-Dienstleister damit nicht langfristig die Bedingungen über den Zugang zu diesem Wissen bestimmen kann – ein Knackpunkt

22 <http://books.google.de>.

23 Einen guten und kritischen Überblick gibt Daniel Leisegang, Die Zukunft des Wissens. Google Books, Open Access und die Informationsgesellschaft von morgen, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 54 (2009) 11, S. 111–120, <http://www.blaetter.de/artikel.php?pr=3215>.

24 Siehe u.a. Kai Lehmann/Michael Schetsche (Hg.), Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens, Bielefeld 2005; Gerald Reischl, Die Google-Fälle. Die unkontrollierte Weltmacht im Internet, Wien 2008; Lars Reppesgaard, Das Google-Imperium, Hamburg 2008.

25 Dies gilt es auch bei dem Vorwurf zu berücksichtigen, Google enteigne die AutorInnen. Ein großer Teil der Bücher wird mit Genehmigung der Verlage gescannt. Die Kritik müsste sich in diesen Fällen gegen jene Verlage richten, die Google eine Genehmigung erteilen, ohne zuvor die Zustimmung ihrer AutorInnen einzuholen.

26 Medosch, »Die Zeit« und die »intellektuelle Finsternis«.

ist beispielsweise die Frage, ob das Unternehmen die exklusiven digitalen Verwertungsrechte für die gescannten Bücher zugesprochen bekommt.²⁷

Aus diesen offenen Punkten folgt jedoch nicht unbedingt, dass die Fortführung des Google-Projekts unterbunden werden sollte. Eine Lösung, die beispielsweise deutsche Bücher aus dem Programm ausklammert, wäre eine denkbar schlechte. Entscheidend ist vielmehr die Gestaltung der konkreten Details. Berechtigt ist beispielsweise die Kritik an der derzeitigen Auswahl der gescannten Bücher, die sich auf den angelsächsischen Bereich konzentriert und keineswegs das Wissen der Welt gleichwertig wiedergibt.²⁸ Es scheint durchaus sinnvoll, über eine parallele Überlieferung digitalen Wissens nachzudenken, die eine künftige Monopolstellung eines Privatunternehmens verhindert.²⁹ Wer die Kommerzialisierung des Wissenszugangs beklagt und den wachsenden Einfluss privater Unternehmen verurteilt, sollte allerdings nicht vergessen, dass diese Entwicklung eigentlich sehr gut zur politisch gewollten Neustrukturierung der Bildungslandschaft und der zunehmenden Ausrichtung der Universitäten an ökonomischen Verwertungskriterien passt. Eine Kritik müsste also auch an anderer Stelle ansetzen.

Während die Open-Access-Bewegung auf den freien Zugang zu möglichst umfangreichen Wissensbeständen abzielt, streben kommerzielle Unternehmen und Dienstleister eine Verknappung an. Dies bezieht sich nicht allein auf die Verwaltung der Datenbanken selbst, sondern auch auf die Organisation der Zugänge zu den entsprechenden Daten über Suchmaschinen. Kritik erfuhr beispielsweise die Übernahme einer erfolgreichen Suchmaschine durch einen kommerziellen Dienstleister, der die freien Suchmöglichkeiten einschränkte.³⁰ Überhaupt liegt in der Organisation der Auffindbarkeit von Texten eine zentrale Herausforderung angesichts der immer größer und unübersichtlicher werdenden Datenmengen.³¹

27 Zuversichtlich stimmt immerhin das Angebot von Google, dass das Unternehmen den RechteinhaberInnen die Möglichkeit einzuräumen will, ihre Texte den NutzerInnen kostenlos zur Verfügung zu stellen. Vgl. Klaus Graf, Google Book Search, Open Access und die VG Wort, in: H-Soz-u-Kult, 28.8.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1146&type=diskussionen>.

28 Vgl. Jean-Noël Jeanneney, Googles Herausforderung. Für eine europäische Bibliothek, Berlin 2006. Es stellt sich allerdings die Frage, ob eine auf nationaler Ebene mit öffentlichen Geldern geförderte Alternative tatsächlich eher dazu in der Lage wäre, solche Schiefen und Ungleichheiten zu verhindern.

29 Siehe beispielsweise das Internetportal Europeana. Es wurde Ende 2008 freigeschaltet, hatte aber zunächst noch mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen: <http://www.europeana.eu/portal/>. Die Frage, wie die Nutzungsrechte für die gescannten Bücher geklärt werden können, stellt sich bei diesem Projekt selbstverständlich ebenso wie bei der »Google Book Search«. Im deutschen Bereich wird zurzeit das Projekt Deutsche Digitale Bibliographie vorangetrieben: <http://deutsche.digitale-bibliothek.de/>.

30 Der Dienstleister OCLC (Online Computer Library Center) schränkte nach Übernahme der Suchmaschine OAIster (<http://www.oaister.org>) die Möglichkeiten der kostenlosen Suchfunktionen ein und behält die erweiterten Suchmöglichkeiten zahlenden KundInnen vor. Vgl. Klaus Graf, Schwerer Rückschlag für Open Access: OAIster in den Fängen von OCLC, 19.9.2009 (<http://archiv.twoday.net/stories/5949009/>), der als Alternative die Open-Access-Suchmaschine der Universität Bielefeld empfiehlt: BASE (Bielefeld Academic Search Engine), <http://www.base-search.net/>.

31 Einen Überblick über die derzeit wichtigsten Suchmaschinen im Bereich Open Access (BASE, Google Scholar, OAIster, OAN-Suche, Open J-Gate, OpenDOAR Search, Scientific Commons, Scirus) gibt die bereits erwähnte Open-Access-Plattform <http://open-access.net/de/recherche/oasuchmaschinen/>.

Dabei spielt auch die Frage eine Rolle, wie sich die Angebote einer fachspezifischen Suche nach Informationen in den jeweiligen Bereichen künftig optimieren und bündeln lassen.

Open Access in der geschichtswissenschaftlichen Praxis

Inzwischen hat sich im Bereich Open Access einiges bewegt. Die anfängliche Abwehr wird zunehmend von einer Öffnung gegenüber unterschiedlichen Open-Access-Modellen abgelöst. Eine Vorreiterrolle für den Bereich der frei zugänglichen Online-Veröffentlichung hat hierzulande in der historischen Zunft sicherlich das heute nicht mehr wegzudenkende Online-Forum »H-Soz-u-Kult« inne.³² Hierbei handelt es sich zwar in erster Linie um eine Mailing-Liste, doch gerade die große Breitenwirkung und Aktualität der dort veröffentlichten Rezensionen und Berichte hat die Akzeptanz der reinen Online-Veröffentlichung deutlich erhöht. Ähnliche Projekte und Fachportale sind inzwischen auf den Weg gebracht worden.³³

Große Archive haben damit begonnen, einen Teil ihrer Bestände frei im Internet zugänglich zu machen. So startete beispielsweise das Bundesarchiv-Bildarchiv eine Kooperation mit Wikipedia und stellte den AkteurInnen und NutzerInnen der freien Enzyklopädie kostenlos Bildmaterial zur Verfügung, die dafür im Gegenzug die Bilderschließung unterstützen.³⁴ Im internationalen Bereich machten mehrere bedeutende Institutionen, darunter die Library of Congress (USA) und das Imperial War Museum (GB), ihre Bildarchive über das Fotonetzwerk Flickr³⁵ zugänglich, was die Wahrnehmung der entsprechenden Einrichtungen sogleich um ein Vielfaches erhöhte.³⁶ Erinnert sei aber auch an Vorreiterprojekte wie die Mitte der 1990er-Jahre in Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Geschichte begonnene Digitalisierung der älteren Bestände des Stadtarchivs Duderstadt, die nun im Internet frei einsehbar sind.³⁷

Während die Online-Veröffentlichung im naturwissenschaftlichen Bereich nichts Ungewöhnliches darstellt, hält sich im Bereich der Geisteswissenschaften teilweise immer noch die Meinung, dass nur ein gedrucktes Werk ernst genommen wird. Online-Zeitschriften verfügen oft nicht über eine angemessene Reputation, weshalb viele WissenschaftlerInnen lieber in gedruckten Zeitschriften veröffentlichen.³⁸ Selbstverständlich muss sich eine neue Open-Access-Zeitschrift das Ansehen in der Fachöffentlichkeit ebenso erarbeiten wie eine gedruckte Zeitschrift. Ein Rückblick auf die letzten Jahre macht deutlich, wie rasch

32 <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>.

33 Vgl. z.B. Clio online – Fachportal für Geschichtswissenschaften: <http://www.clio-online.de/>,
historicum.net – Geschichtswissenschaften im Internet: <http://www.historicum.net/>.

34 Bilder-Buch-Beziehung im Internet, 4.12.2008, <http://www.bundesarchiv.de/aktuelles/pressemitteilungen/00264/index.html>.

35 <http://www.flickr.com/>.

36 Jonathan Gray, Wem gehört das Wissen? Informationspolitik in Deutschland, 23.1.2009, <http://www.progressives-zentrum.org/dpz.php/cat/85/aid/342>.

37 <http://www.archive.geschichte.mpg.de/duderstadt/>.

38 Bemerkenswert ist der Umstand, dass viele zwar als LeserInnen die Vorteile von Open Access nutzen, bei den eigenen Veröffentlichungen dann aber doch auf den klassischen Weg der gedruckten Variante zurückgreifen. Vgl. Lisa Koch/Günter Mey/Katja Mruck, Erfahrungen mit Open Access – ausgewählte Ergebnisse der Befragung zu Nutzen und Nutzung von »Forum Qualitative Forschung / Forum: Qualitative Social Research« (FQS), in: Information – Wissenschaft & Praxis 60 (2009), S. 291–299, hier S. 292f.

sich auch neue Open-Access-Zeitschriften etablieren. Derzeit gibt es bereits etwa 4.400 begutachtete Open-Access-Zeitschriften und über 1.500 Repositorien.³⁹ Für die Geschichtswissenschaft, die noch nicht einmal über ein Fachrepositorium verfüge, bemerkte Klaus Graf kürzlich: »Es ist noch viel zu tun, bis ›Open Access‹ auch in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft Fuß gefasst hat!«⁴⁰ Im Auf- bzw. Ausbau geeigneter Suchmaschinen, die die frei zugänglichen Texte im Bereich der Geschichtswissenschaft erfassen und bündeln, kann daher eine der dringlichsten Aufgaben gesehen werden.

Derzeit werden im Zeitschriftenbereich unterschiedliche Publikationsmodelle getestet. Die »Zeithistorischen Forschungen / Studies in Contemporary History« erscheinen beispielsweise in einer gedruckten Ausgabe und einer Online-Fassung.⁴¹ Die Zeitschrift »Sozial. Geschichte« hat vor kurzem ihr gedrucktes Heft durch eine Online-Publikation ersetzt.⁴² Als reines Open-Access-Journal brachten NachwuchswissenschaftlerInnen aus Leipzig und Dresden jüngst die Zeitschrift »AEON. Forum für junge Geschichtswissenschaft« auf den (goldenen) Weg.⁴³ Andere Zeitschriften – darunter auch »WerkstattGeschichte« – haben sich für ein hybrides Modell entschieden und stellen die Artikel erst nach einer gewissen Frist kostenlos im Internet zur Verfügung.

In den wissenschaftlichen Bibliotheken könnte künftig eine andere praktizierte Variante stärker an Bedeutung gewinnen. Statt eines Zeitschriften-Abonnements bieten die Verlage auch Lizenzen an. Durch den Erwerb einer Lizenz kann die Bibliothek ihren NutzerInnen das Online-Angebot kostenlos zur Verfügung stellen. Neben einem Pauschalbetrag ist auch eine Bezahlung je Nutzung denkbar. Während ein Aufsatz einer gedruckten Zeitschrift in der Bibliothek vielfach kopiert werden kann, muss bei diesem Modell jede Nutzung (Lesen, Ausdruck, Download) einzeln bezahlt werden – ein solches Angebot ist allerdings schwer zu kalkulieren und kann durchaus zu erheblichen Kostensteigerungen führen. Alternativ bieten Verlage deswegen auch pauschale Lizenzmodelle für digitale Ressourcen an.

39 Vgl. <http://www.opendoar.org/>. Hier werden unter dem Schlagwort »History and Archaeology« rund 100 Repositorien aufgelistet, davon zehn in Deutschland – zumeist institutionelle Repositorien. Das Directory of Open Access Journals (DOAJ) an der Universität Lund erschließt zurzeit Open-Access-Zeitschriften aus 98 Ländern und verzeichnet acht Millionen Zugriffe pro Monat: <http://www.doaj.org/>. Im Bereich »History« werden hier 134 Titel aufgeführt, davon 15 aus Deutschland. Einen schnellen Überblick über elektronisch frei bzw. nicht frei zugängliche Zeitschriften gibt die Elektronische Zeitschriftenbibliothek: <http://rzblx1.uni-regensburg.de/ezeit/>. Speziell für die Geschichtswissenschaft sei außerdem »Chronicon – Fachportal für Geschichtswissenschaften« erwähnt, das die datenbankübergreifende Suche nach Online-Volltexten erleichtert (<http://www.chronicon.de/>).

40 Klaus Graf, *Deutschsprachige Historiker und Open Access: der grüne Weg und sonstige Netzpublikationen*, 20.10.2009, <http://archiv.twoday.net/stories/6002752/>.

41 <http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/0/default.aspx>. Zugänglich über das Portal »Zeitgeschichte online«: <http://www.zeitgeschichte-online.de/>.

42 Die Zeitschrift ist seit 2009 über den Hochschulschriftenserver Duisburg-Essen zugänglich: <http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DocumentServlet?id=20474>.

43 <http://www.wissens-werk.de>. Das Projekt wird vom Meine-Verlag (Leipzig/Magdeburg) betreut.

Finanzieller Gewinn und Anerkennung

Wissenschaftliche AutorInnen erhalten für ihre Veröffentlichung meist keine Tantiemen.⁴⁴ Bei ihrer Publikationstätigkeit geht es in erster Linie darum, ein Forum für ihre Forschungsergebnisse zu finden und ihr wissenschaftliches Renommee zu erhöhen. Vor diesem Hintergrund wird Open Access nicht dazu führen, dass keine wissenschaftlichen Werke mehr verfasst werden.

Die Skepsis gegenüber Open Access beruht unter anderem auf dem vermeintlich geringeren Ansehen von Open-Access-Publikationen gegenüber den etablierten gedruckten Zeitschriften. Ob es allerdings ein erstrebenswertes Ziel ist, die Hierarchiebildung bei den gedruckten Zeitschriften im Open-Access-Bereich fortzusetzen, kann mit gutem Grund hinterfragt werden. Gerade dieses Verfahren bietet Möglichkeiten, verkrustete Strukturen aufzubrechen.⁴⁵ Ob beispielsweise finanziell schlechter ausgestattete, kleine Zeitschriften auf diesem Weg langfristig bessere Ausgangsbedingungen haben, bleibt abzuwarten.

VertreterInnen der Open-Access-Bewegung betonen, dass Wissen Allgemeingut ist und für alle zugänglich sein sollte. Erkenntnisse würden selten in absolutem Alleingang produziert, sondern entstünden auch durch wissenschaftlichen Austausch. Deutlich wird dies in Gemeinschaftsprojekten, bei denen die AutorInnenschaft der und des einzelnen verschwimmt und verschwindet (kollaboratives Schreiben).⁴⁶ Ein Beitrag für die Online-Enzyklopädie Wikipedia bringt den VerfasserInnen weder Gewinn noch Reputation, was die Motivation für die Mitwirkung an diesem Projekt in Wissenschaftskreisen verringert. Damit drängen sich grundsätzliche Fragen nach der Ausrichtung des derzeitigen Wissenschaftsbetriebs auf, der statt der Förderung des sozial und kollektiv produzierten Wissens auf individuelle Messbarkeit und Konkurrenz setzt.

Dass dieser Wettbewerb eine wachsende Publikationsfülle nach sich ziehen muss, versteht sich fast von selbst. Ob die ständig steigende Zahl von Veröffentlichungen wissenschaftlich notwendig und wünschenswert ist, sollte kritisch hinterfragt werden. Dass neue Forschungsergebnisse durch kaum variierende Mehrfachveröffentlichungen vervielfacht werden, ist allgemein bekannt. Verantwortlich dafür sind aber weder fehlende Peer-Review-Verfahren noch die zunehmende Bedeutung von Open Access. Hintergrund ist eher eine Wissenschaftspolitik, die Vergleichbarkeit und Messbarkeit von Forschungsausgangspunkt höher bewertet als das eigentliche Ziel des wissenschaftlichen Fortschritts – der jüngste Skandal um geschönte Publikationslisten eines SFB an der Universität Göttingen ist daher auch Ausdruck eines strukturellen Problems.

44 Sie machen daher auch keine finanziellen Verluste, wenn ihre Texte frei im Internet zugänglich sind.

45 Vgl. Fröhlich, *Wissenschaftstheorie*, S. 257.

46 Vgl. Rainer Kuhlen, *Kollaboratives Schreiben*, in: Christoph Bieber/Claus Leggewie (Hg.), *Interaktivität. Ein transdisziplinärer Schlüsselbegriff*, Frankfurt am Main/New York 2004, S. 216–239. Anja Ebersbach/Markus Glaser/Richard Heigl, *Social Web*, Konstanz 2008.